

Sperrfrist: 20.5.2011, 14:00 Uhr

Es gilt das gesprochene Wort

---

**Prof. em. Dr. Gert Ueding:**

**Rhetorische Kraft und politische Energie.**

**Laudatio auf Peer Steinbrück zur Verleihung des Cicero-Rednerpreises**

Bonn, 20.5.2011

---

Sehr verehrter Herr Steinbrück,  
sehr geehrte Damen und Herren,

„Rhetorische Kraft“ und „politische Energie“ habe ich meine Lobrede auf den diesjährigen „Cicero“-Preisträger überschrieben, und wenn wir dieses Begriffspaar hören und uns zu vergegenwärtigen suchen, wie es miteinander zurecht kommt und ob sich nicht der Redner und der Mann der Tat doch widersprechen, möchte ich unsere Blicke einen Augenblick in Gegenden schweifen lassen, in denen solche Zweifel keinen Platz haben.

„Cicero war einer der größten Staatsmänner Roms und ein Verteidiger der verfassungsmäßigen Ordnung. [...] Jahrhunderte später erleben die Prinzipien, für die er eingetreten ist, eine neue Blüte in einer jungen Republik mit einer neuen Verfassung, einem neuen Kapitol und Senat, den Vereinigten Staaten von Amerika.“

Die Sätze können Sie auf der Homepage einer Stadt im Cook-County im amerikanischen Bundesstaat Illinois lesen, die den Namen Ciceros trägt – durchaus nicht als einzige in den USA. Das Bekenntnis zu Cicero ist nun nicht etwa als Bildungsrelikt aus der alten Welt zu verstehen, und wer sich mit der amerikanischen Geschichte etwas beschäftigt hat, dem kommen sofort Erinnerungen – zum Beispiel an John Adams, der zu den Vätern des Unabhängigkeitskampfes gehörte, der 2. Präsident der Union wurde und sein Leben, seine politischen Ideen wesentlich auf Cicero abgestellt hatte (dessen Buch „De Oratore“, „Über den Redner“ zog er allen anderen Werken vor). Oder an Thomas Jefferson, den Verfasser der Unabhängigkeitserklärung, der sich in allem was er tat und schrieb von dem „Vater

der Beredsamkeit und Philosophie“ (wie er Cicero nannte) leiten ließ. Die Linie setzt sich fort, gipfelt vielleicht in den unmissverständlichen Worten Harry S. Trumans: „Cicero war der Mann, der mehr als irgendein anderer den Römern zeigte, einen wie guten Mut die Beredsamkeit einer guten Sache verleiht und wie unbesiegbar das Recht ist, wenn es richtig verteidigt wird.“

Wir sehen, die Figur des kämpferischen, tatkräftigen Redners gehört nicht nur dem Altertum an, bis in unsere Tage erkennen sich in seinem Bilde Staatsmänner, die für sich selber die Einigkeit von Wort und Tat reklamieren. Eine Erbschaft Ciceros gab und gibt es natürlich auch in Deutschland, die großen Altphilologen des 19. Jahrhunderts haben bedeutende Bücher über ihn geschrieben, und ich denke, es sitzen auch heute unter uns so manche, denen bei Cicero sofort Catilina einfällt („Wie lange noch, Catilina, willst du unsere Geduld missbrauchen?“), weil sie in der Schule noch mit mindestens einer der Reden Ciceros gegen diesen Hasardeur und römischen Staatsfeind Nr. 1 haben herumschlagen müssen.

In der Tat eine andere Rezeption, bei der einem die sarkastischen Verse Heines sofort einfallen: „Franzosen und Russen gehört das Land, / Das Meer gehört den Britten, / Wir aber besitzen im Luftreich des Traums / Die Herrschaft unbestritten.“ Der Gerechtigkeit halber muß man freilich gleich hinzufügen, (und Heine zielte natürlich darauf), dass die politische Geschichte der Deutschen, dieser notorisch „verspäteten Nation“, keine günstigen Voraussetzungen für eine freiheitliche Allianz von Wort und Tat bot; Ludolf Wienbarg, ein Gesinnungsgenosse des Wahl-Pariser Bürgers Heine, konnte nur „Ästhetische Feldzüge“ schreiben, und das reichte schon, dass ihn die Schergen Metternichs durch ganz Europa hetzten. Nun, das sind alte Geschichten, aber sie wirken nach in dem spezifisch deutschen Schisma von Reden und Handeln und unsere Staatsmänner und – frauen rekrutieren sich – bis auf ganz wenige Ausnahmen – immer wieder aus dem gleichen Feld sprachwidriger Macher oder Verwalter.

Bis auf ganz wenige Ausnahmen, sage ich, und damit lande ich endlich im Hier und Heute, denn wir sind zusammengekommen, um eines dieser in Deutschland seltenen Exemplare mit dem Cicero Rednerpreis auszuzeichnen. Der Zeitpunkt sorgt übrigens für eine kleine, doch möglicherweise zukunftssträchtige Pointe. Denn es sind gerade

zwei Wochen her, dass ein seriöses deutsches Magazin, das den Namen „Cicero“ im Titel führt (ohne etwas mit unserem Preis zu tun zu haben, den gibt es schon viel länger), dass dieses Magazin also unseren Preisträger auf seinen Titel setzte: „Wer, wenn nicht der?“ so die großformatige Schlagzeile, die der Text dann sogleich fortführend auflöst: „(Wer, wenn nicht der) könnte die SPD wieder in die Regierung führen?“ Ich will Ihnen, sehr verehrter Herr Steinbrück zwar nicht etwa die Vorlage für lästige Dementis liefern (noch dazu an diesem Ort), die Sie sowieso genug in dieser Sache machen müssen, bin mir aber sicher, dass Cicero – und ich meine jetzt den Patron unseres Preises – sich die gleichsam astrologische Konjunktion der mit seinem Namen und unserem Preisträger verbundenen Medienereignisse nicht hätte entgehen lassen.

Aus diesem stilistisch übringens etwas kurzatmigen Magazinartikel möchte ich aber noch einen Satz herauspicken: „Worte haben Macht, und er (Steinbrück) kann mächtig reden.“ Das ist vielleicht um des sentenziösen Effekts willen so formuliert, doch lässt es eine Wahrheit aufblitzen, die ich mit meinem amerikanischen Exkurs schon anvisiert hatte. Sie betrifft das Verhältnis von Redekunst und demokratischer Politik. Die so selbstbewusste wie auch etwas treuherzige Eingemeindung Ciceros in die junge Republik der Neuen Welt, wie sie zu uns aus dem Text jener Homepage spricht, galt vor allem dem Rhetor Cicero, nicht nur dem großen Staatsmann, dem „Vater des Vaterlandes“ (ein Titel, den 1778 übrigens auch George Washington erhielt), sondern ebenso dem machtbewussten Anwalt der Humanität und Menschenwürde. Er verkörpert eine rhetorische Tradition, die nicht allein auf Konsens und Ausgleich der Widersprüche setzt (gar auf jene „faulen Kompromisse“, für die auch unser Preisträger nur sarkastische Worte findet), sondern auf Kampf und rednerische Durchsetzungskraft – kurz: auf den Vorrang in der öffentlichen Meinung.

In Ihrer, von der Jury besonders ausgezeichneten, Berliner Medien – Rede haben Sie, sehr verehrter Herr Steinbrück, den „Streit als konstitutives Element der Demokratie“ gefeiert und bedauert, wie wenig bei uns das frei und gegen den allgemeinen Strich gesprochene Wort geschätzt wird, wie sehr wir auf Übereinkommen, Vermittlung, Fügsamkeit auch im politischen Leben bedacht sind. Sie sprechen von unserer „politischen Kommunikation“ als einer Konfektionsware, vermissen die „aufklärende, aufklärerische Funktion“ in unseren Massenmedien, denen stattdessen der

spektakuläre Aufmacher über alles geht und die zumeist Stimmungen erzeugen, um dadurch von der „gesellschaftlichen Wirklichkeit in Deutschland“ abzulenken.

Da haben wir schon eine ganze Reihe von Stichworten, die das Porträt des Redners Steinbrück klarer hervortreten lassen. Wie kein anderer unserer Politiker verkörpert er eine Rhetorik des aufrechten Gangs, der Befreiung von jener Dienstbarkeit des Geistes, die schon Heine in Deutschland so unerträglich verbreitet sah. Es gibt eine Liberalität aus Gleichgültigkeit, die heute nicht so und nicht so sagt, damit es nachher nicht heißt, sie habe so oder so gesagt. Nichts liegt unserem Preisträger ferner, seine Worte kommen aus einem kräftigen Resonanzboden der Selbstständigkeit und Leidenschaft. Das sind, auch wenn es dem populären Vorurteil zu widersprechen scheint, genuine, tief eingeprägte, eingefleischte Kennzeichen europäischer Rhetorik. Es gibt von ihr seit der Antike viele bildlich-allegorische Darstellungen, in allen erscheint sie als zwar hinreißend schöne, doch wehrhafte weibliche Gestalt. Albrecht Dürer hat sie in einer Federzeichnung so dargestellt: eine wohl gebaute Figur unter faltenreichen Gewande, die Krone auf dem schöngelockten Haar, doch in der rechten Hand führt sie das erhobene Schwert. Insgesamt eine hinreißende Verkörperung des Satzes, mit dem Ernst Bloch seine Friedenspreisrede begann: „Nur sanft sein heißt noch nicht gut sein.“ Wir brauchen natürlich auch nicht lange bei Cicero zu suchen, um auf die Spuren dieser Rhetorica zu stoßen, und sie stammen nicht von leichtfüßigen Pantöffelchen. Ein „energischer tüchtiger Feldherr“ soll der Redner sein, den vorzüglichen Heerführern“ an die Seite zu stellen und stets über „wirksame Waffen“ verfügen, um es auch den Lanzenkämpfern gleichzutun. Der heilige Augustinus, der schließlich Rhetoriklehrer war, ein eingefleischter Ciceronianer, bevor er die christliche Theologie entdeckte (oder sie ihn, gleichviel), Augustinus ergänzte, dass gerade die Wahrheit nicht waffenlos sein dürfte, wenn es gegen die Lüge gehe, daher die heidnische Redekunst ein auch ihr (der Wahrheit) willkommenes Erbe sei.

Sanftmut und innigste Ergebenheit, meine Damen und Herren, dürfen wir auch von dem politischen Redner nicht erwarten, der heute in unserem Mittelpunkt steht. Ich denke dabei nicht nur, aber natürlich auch (weil es gerade so schön passt) an jenes spektakuläre Gleichnis, in dem Sie, lieber Herr Steinbrück, die „7. Kavallerie von Yuma“ in rhetorischen Marsch setzten und damit den finanzpolitischen Frieden mit unserem Nachbarstaat empfindlich störten. Deuten wir das Gleichnis auf unsere

Weise und im Kontext der wehrhaften Rhetorica, so bringt es sehr schön das reine und eigene Wesen Ihrer Redekunst zum Vorschein. Ja, sie ist kämpferisch, doch wer in Ihnen deshalb nur einen „Mann der wilden Worte“ erblicken kann (wie einst der „Spiegel“), der hat von der Rhetorik nichts verstanden, vor allem nicht, dass sie die menschenfreundliche Art des Kampfes, nämlich seine Übertragung ins Wort ist, ohne welche vom Menschen nicht mehr viel übrig wäre.

Und in Ihrem Falle, Herr Steinbrück, kommt noch ein wesentliches Moment hinzu: Streitbarkeit und Spielfreude schließen sich bei Ihnen nicht aus. Nehmen wir noch einmal das Gleichnis von der 7. Kavallerie (dessen Pointe ja übrigens darin besteht, dass sie gar nicht ausreiten muss, um ihre Aufgabe zu erfüllen: es genügt zu wissen, dass sie gleich losgaloppieren kann), fragen wir nach dem Beweggrund des Bildes, so stoßen wir ja bald auf Ihre Kenntnis von Westernfilmen, die Sie eingeständenerweise gern „zum Besten“ geben, wie Sie sagen; das Spiel mit dessen populären Motiven und Mustern bereitet durchaus auch artistisches Vergnügen. Es ist der Reiz der ars combinatoria, der Kunst des Kombinierens, der Sie auch sonst, als Schachspieler etwa, mit Passion frönen, und die Sie als Redner vor allem in Ihren Vergleichen, Metaphern, lebendigen Beispielen meisterlich handhaben.

Bilder-Rede hat man diese rhetorische Kunstfertigkeit genannt, sie dient der Verdeutlichung, der Schärfung und Klärung ebenso wie dem Vergnügen. Kritikern, die nur austeilen, nicht einstecken können, verpassen Sie ein „Glaskinn“, wie „man in der Boxersprache“ sagt. So umstürzlerischen Forderungen wie denjenigen nach einer Börsenumsatzsteuer ergeht es, so mutmaßen Sie launig, im Handumdrehen wie „dem Spargel, der das Licht der Sonne erblickt und der Kopf abgeschnitten wird“. Um das simple massenmediale Interesse an der Sache zu beleuchten, erfinden Sie die „Bundesliga der politischen Köpfe. Wer ist oben, wer ist unten? (...) Wer hat 1:1 gespielt? Wer hat 3:2 gewonnen.“ Wie ein Brennglas wirken solche Vergleiche und Bilder, von dem hellen Hintergrund des Witzes, heben sich scharf die Verbiegungen unserer öffentlichen Debatten ab; so auch im folgenden Beispiel: „Es geht oft nur nach dem Motto: Was wollen Sie wissen, wann der Haushalt ausgeglichen ist? – Dann drücken Sie bitte die Taste 1. Wollen Sie Kanzler werden? – Dann drücken Sie bitte die Taste 2. Für eine Exklusivmeldung drücken Sie die Taste 3.“

So möchte man immer nur weitersuchen, weiterzitieren, nachdenklich und zugleich mit heller Freude an Geist, Einbildungskraft und Sprachfertigkeit dieses Redners. Die immensen Schulden, die wir heute machen, legen wir unseren Kindern „als Wackersteine in den Rucksack“ – ja, wahrhaftig: er, Steinbrück, sagt „Wackersteine“ – ein Wort, das uns so fremd und doch von altersher vertraut ist, weil die meisten von uns es zuerst und zuletzt in Grimms Märchen gelesen haben. In ganz andere Sphären versetzt uns die folgende Maxime: „Das Licht am Ende des Tunnels kann auch der entgegenkommende Zug sein.“

Das Vergnügen, das diese metaphorischen, doppelbödigen, anspielungsreichen Redeweisen bereiten, darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass dieser Redner damit nicht etwa einer Art rhetorischer l'art pour l'art frönt. Es geht ihm gewiss um Witz und Humor, um satirische Genauigkeit, doch ebenso um pädagogische Vermittlung. Zielpunkt ist nicht der Connaisseur, sondern der tragende, der düpierte, der ratlose Bürger: „Wie erkläre ich den Menschen – nicht technokratisch! – eine Bankrettungsaktivität von 500 Milliarden Euro, die diese Milliarden alle auf ihr persönliches Lebensumfeld abspiegeln, auf Hartz-IV-Regelsätze, (...) auf den maroden Zustand der Schulen ihrer Kinder, auf die fehlende Umgehungsstraße, auf die hohen Gebühren in den Kindergärten, auf die wirtschaftliche Lage ihres kleinen Handwerks – oder Gewerbebetriebs?“ Steinbrücks Formulierung wirkt manchmal schon wie eine Devise. „In meinen Augen steht die soziale Marktwirtschaft nicht zur Disposition... Aber viele Leute stellen die Frage, ob sie noch so intakt ist.“

Solche Wendungen durchziehen Steinbrücks Reden wie Leitmotive, sie verraten die Perspektive, aus der er denkt, spricht und handelt, es ist die Perspektive des Bürgers, nicht des Politikers, des Publikums, nicht des Redners. Wir können es zuspitzen: die Gemeinschaft der Bürger, die Bürgerschaft unseres Staats ist für ihn die zentrale Figur, nicht irgendwelche Experten, Funktionseliten, Meinungsführer. Zu einer Rede gehören drei Instanzen, das ist ganz einfach, sagte Aristoteles: nämlich 1. den Redner, 2. die Rede selbst und 3. die Adressaten, das Publikum, die Bürger. Das versteht sich fast von selbst. Aber, fügte er hinzu, diese Dritten, die da angesprochen sind, die zuhören: sie sind die eigentlich richtungsgebende Instanz, ihr Interesse ist die eigentliche Perspektive rhetorischer, politischer Erkenntnis, die beide bei Aristoteles ineinander übergehen.

Unser Preisträger ist, auch wenn ich ihm da Neues sagen sollte, in diesem Punkt Aristoteliker, denn in der Forderung, auf die Bürger, die „Menschen in diesem Land“ und ihre Fragen zu hören, erkennen wir den wichtigsten Bezugspunkt seiner Rhetorik. Ja, sie ist kämpferisch, aber sie kämpft für die Zukunft derer, zu denen er spricht; ja, sie scheut nicht die schwierige Analyse, aber die übersetzt sie auch ins Fassliche, ins bewegende Beispiel. „Jede Zeitungsmeldung, die die Menschen erreicht, z.B. dass in Berlin eine Verkäuferin wegen der angeblichen Unterschlagung von 1,30 Euro ihren Job verliert, und die Zeitungsmeldung daneben, dass es Manager gibt, die ihr Finanzinstitut an die Wand gefahren haben und dann um eine Abfindung in ein- oder zweistelliger Millionenhöhe vor Gerichten klagen, reißt diese Gesellschaft auseinander.“

In solchen Aussprüchen erkennen wir auch die Quelle der rednerischen Kraft und Leidenschaft, die unseren Preisträger schon in Intensität und Ton seiner Reden so offensichtlich von seinen Kollegen unterscheidet. Es ist die Grundidee und das Gefühl von Bürgergleichheit, die Empörung, wenn sie verkehrt wird ebenso wie die Offenheit und Direktheit, mit der er sein Publikum anspricht. „Sie alle, die Sie hier sitzen, zahlen die Zeche.“ Das schreckt auf, wird vielleicht auch als grob empfunden und ist doch eine Redeweise, die den Gegenüber ernst nimmt, mündig, als jemanden also, dem man nicht jede schlechte Nachricht mit einer vermeintlich guten verzuckern muss, der auch Kritik vertragen kann, ohne mit einer Streicheleinheit gleich dafür belohnt zu werden.

Mag man manchmal darüber ins Grübeln geraten, ob dieses Verständnis nicht mehr ein Ideal als eine Wirklichkeit beschreibt und das Volk nicht in seinem Herzen doch noch „der große Lummel“ geblieben ist, den Heine so liebenswürdig verspottelte, der heute an den Lippen von RTL und Bild-Zeitung hängt und an Aufklärung gar nicht interessiert ist. Aber eben weil dieser Verdacht nicht aus der Luft gegriffen ist, weil jeder von uns entsprechende Beispiele parat hat, verbietet es sich, diese Mechanismen auch noch zu bedienen, damit zu verstärken und zu zementieren. Wie das demokratische Sprechen muss auch das demokratische Hören ständig neu gelernt und gelegentlich sogar neu erfunden werden. Beider oberstes Erfordernis ist Klarheit, Deutlichkeit, Offenheit – und daran lässt es nun wirklich keine Rede unseres

Preisträgers fehlen. „Als erstes die Frage: Wer ist schuld? Und zwar genauso platt, wie ich sie stelle...“ Das ist so unmissverständlich formuliert wie die Diagnose des „Marktversagens mit einem gleichzeitigen Versagen von Politikern“, oder der „unsäglichen Renditejagd“, oder der „Marktversessenheit und Staatsvergessenheit.“

Noch etwas fällt auf bei diesen Wendungen: ihr Redner scheut nicht davor zurück, die Ereignisse zu bewerten, ihnen den Schein eines objektiven, natürlichen Verlaufs zu nehmen. Geschichte wird von Menschen gemacht, politische Geschichte ist da keine Ausnahme, auch wenn deren Akteure so gern von Zwängen und angeblichen historischen Notwendigkeiten sprechen. Steinbrück insistiert auf ihrer vollen Verantwortlichkeit, indem er sie unermüdlich daran erinnert, dass Rede das Salz der Demokratie, nicht eine bloße Zutat ist, die auch fehlen kann, in der man getrost herumstümpfern kann, weil es angeblich nur auf die Tat ankommt. In dem sozusagen ‚deutschen Nationaldrama‘ lässt sein Verfasser den Dr. Faust über die ersten Sätze der Bibel nachgrübeln: Am Anfang war das Wort – oder nicht vielmehr die Tat?

Die Moral der biblischen Geschichte ist so einfach wie schlagend: Reden ist Handeln, Wort und Tat lassen sich nicht trennen, und der demokratische Staat, so dürfen wir selbstbewusst sagen, ist die beste Probe aufs Exempel, die sich die Menschen haben einfallen lassen. Der politische Führer, der schweigt, und schweigend handelt oder der auf beredete, doch inhaltslose Weise – nichts sagt, der aus den Tiefen seines Amtssitzes heraus seine Direktiven verlautbart und vor den Mikrofonen von „alternativlosen“ Entscheidungen spricht, hat schon die Demokratie verraten. Auch solches politische Selbstverständnis gehört zu dem „Systemmissbrauch“, von dem Steinbrück spricht und dem in Krisen nichts anderes einfällt als zu sagen, „man geht zurück auf ‚Los‘ (wie beim Monopoly), zieht zwar keine 4000 Mark ein, aber im wesentlichen kann alles so bleiben, wie es ist.“

Doch wenn wir eine Gewissheit aus dieser Feierstunde mitnehmen können, sehr verehrter lieber Herr Steinbrück, so ist es das, was Sie uns vermitteln: solange es Redner gab wie Cicero, war die römische Republik nicht verloren. Solange es Redner gibt wie Sie, braucht uns auch um unsere Republik nicht bange zu sein. Das ist das Geschenk dieser Stunde und dafür danken wir Ihnen.